

schönst aller Welt ist“, schreibt er in einem Entwurf zu seiner Proportionslehre, die 1518 erschien. Für den Christuskopf hat er im Holzschnitt des Schweißtuchs der hl. Veronika diese Forderung selbst erfüllt.

Aller Wahrscheinlichkeit nach haben wir es im Gemälde Dürers der Galerie Czernin mit einem Bildnis Zwinglis zu tun. Welche Begegnung übrigens der bedeutendsten Geister jener Zeit träte in dem Werke zutage! Die Ausstellung im Schweizerischen Landesmuseum soll nun dazu dienen, die vorläufige Hypothese nach allen Seiten zu untersuchen. Sie kann uns vielleicht die Gewißheit bringen, daß wir ein Bildnis unseres Reformators Zwingli besitzen von der Hand des größten deutschen Meisters und erst noch aus einer entscheidenden Phase seiner geistigen Entwicklung, der Zeit des inneren Durchbruchs zum reformatorischen Werk.

Die Entwicklung Zwinglis zum Reformator

Zum Buche Oskar Farners *

Von RUDOLF PFISTER

Wer sich in den ersten Band von Farners groß angelegter Zwingli-Biographie vertieft hatte, der greift mit Freude und gespannter Erwartung zu dem zweiten, 1946 erschienenen. Während dort Zwinglis Jugend, Schulzeit und Studentenjahre, also der Zeitraum 1484 bis 1506, zur Darstellung kamen, werden hier die ereignisvollen 14 Jahre 1506 bis 1520 einer gründlichen und subtilen Durchleuchtung unterzogen. Sie bilden ja den Schlüssel für alles Spätere; denn da ist Zwingli zum Reformator herangereift, und 1520 tat er den entscheidenden Schritt über die Schwelle. Wie man es bei Oskar Farners Forschungen nicht anders gewohnt ist, geht er mit größter Behutsamkeit zu Werke und weiß jede unscheinbare Einzelheit, vor allem auch der Schriften und des Briefwechsels des Zürcher Reformators, seinem Zwecke dienstbar zu machen. Dazu kommt ein Weiteres. Das neue Buch wirkt nie langweilig und trocken, sondern ist trotz seiner wissenschaftlichen Haltung in lebendiger und anschaulicher Sprache geschrieben. Darum wird auch dieser zweite Band weit über den Kreis der fachlich direkt Beteiligten hinaus wirken.

* Oskar Farner, Huldrych Zwingli, Seine Entwicklung zum Reformator, 1506–1520. Zwingli-Verlag, Zürich, 1946. VI und 488 Seiten.

Farner hatte schon vor Jahren seine besondere Aufmerksamkeit der Entwicklung Zwinglis zum Reformator zugewandt und insofern für sich selbst Vorarbeit geleistet. 1913–1915 veröffentlichte er in den „Zwingliana“ eine Abhandlung „Zwinglis Entwicklung zum Reformator nach seinem Briefwechsel bis Ende 1522“ (Band III, 1 ff.). Die Beschränkung auf den Briefwechsel war gewollt, da der damals junge Zwingli-Forscher dadurch die Einseitigkeit der bisherigen Zwingli-Biographie zu korrigieren hoffte, die durch die mangelhafte „Ausbeutung eben dieser Quelle ersten Grades“ verursacht war. Jetzt hingegen wurden alle Quellen herangezogen, die irgendwie mit dem Thema in Beziehung stehen. Dabei ist insbesondere auf die von J. M. Usteri entdeckten Marginalien zu verweisen. Es war seinerzeit das Verdienst des leider nicht mehr unter den Lebenden weilenden Walther Köhler, auf deren große Bedeutung für Zwinglis Entwicklung hingewiesen zu haben. Hatte Usteri noch an der Entzifferungsmöglichkeit gezweifelt, so konnte Köhler 1937 in Band XII, 3 der kritischen Gesamtausgabe feststellen, bis auf wenige Ausnahmen könne der entzifferte Text dieser Randglossen vorgelegt werden. Die ausgiebige Verwendung dieser Quelle ersten Ranges bewirkte, daß die Eigenständigkeit Zwinglis viel stärker, als das bisher anerkannt wurde, hervortrat. Oskar Farner ordnete nun den Stoff, der ihm vorlag, in drei großen Abschnitten: „Kilcher zuo Glaris“, „Pfarrer zuo Einsidlen“ und „Lütpriester zum Großen Münster“. Anhang, Anmerkungen und Quellenangaben sowie ein Personenverzeichnis beschließen das Ganze.

Walther Köhler hatte seinerzeit die Formel geprägt, die religiöse Eigenart Zwinglis bestehe in der Doppelung „Christentum und Antike“, und wollte damit den humanistischen Einfluß des Erasmus aufs stärkste unterstreichen. Auch in seinem letzten Zwingli-Buche aus dem Jahre 1943 umschreibt er das Besondere der Zwinglischen Gedankenwelt als „Verbindung von Reformation und Humanismus“. Demgegenüber schlug Fritz Blanke die Bedeutung der humanistischen Einwirkung geringer an und wagte den Satz, trotz humanistischer Rückstände werde der Kern von Zwinglis Lehre davon nicht berührt. Nun ging auch Farner im Kapitel „Der Erasmianer“ (Seite 152 ff.) der Frage mehr biographisch nach. Das Bekanntwerden Zwinglis mit dem Humanistenfürsten fällt in die Glarner Zeit. Im Vorfrühling 1515 kam es zur persönlichen Begegnung der beiden in Basel. Die Bücher aus der Hand des Erasmus las der Glarner Kilchherr nicht nur, sondern verschlang sie ge-

radezu: „er hat sie, wie ungezählte Randbemerkungen beweisen, wahrhaft ‚erfüntelet‘“. Seite 158f. findet sich eine Zusammenstellung der von Zwingli in Glarus und dann in Einsiedeln durchgearbeiteten Erasmus-Schriften. Es ist nun aber Farner durchaus beizupflichten, wenn er trotz der starken Beeinflussung und Bereicherung, die Zwingli zweifellos von dieser Seite erfuhr, vor einer Überschätzung des erasmischen Einflusses auf die inneren Entscheidungen des Glarner Priesters warnt. Er gibt nämlich zu bedenken, „daß der Schüler seinen großen Lehrer nicht unbesehen hingenommen, sondern auch mit selbständiger Kritik gelesen hat, und dies allerdings vom allerersten Anfang an“. Dem Verfasser des vorliegenden Buches liegt ganz besonders daran, die Selbständigkeit des werdenden Reformators schon für diese Jahre sicherzustellen. Zwingli war von einem Wahrheitssuchen sondergleichen erfaßt worden. Es ließ ihn nicht mehr los, und immer mehr konzentrierte sich sein Forschen auf die Bibel und dadurch auf das alleinige Heil in Christus. Daß ihm dabei durch den großen Humanisten mancherlei Förderung zuteil und manches Licht aufgesteckt wurde, läßt sich nicht bestreiten. Aber die entscheidende Erkenntnis kam von anderer Stelle, von oben her. „Zwingli würde sich dann auch seinem allergrößten Lehrer gegenüber als der weit originellere Kopf erweisen, als man es vorab in neueren Darstellungen zu hören bekommt“ (S. 163). Farner kommt daher hinsichtlich der Einschätzung der humanistischen Ausdrucksweise zu ähnlichem Ergebnis wie Blanke. Zwingli ist darnach schon in den ausgehenden Glarner Jahren über den erasmischen Rationalismus und Moralismus innerlich hinausgewachsen. „Was beweist die humanistische Terminologie, deren er sich bediente? Es stand ihm nun eben noch keine andere zur Verfügung. Wie? Wenn die dem Wortschatz der natürlichen Theologie entlehnten Begriffe bei ihm schon etwas anders gemeint, von ihm bereits mit offenbarungshafterem (!) Inhalt gefüllt gewesen wären? Wenn er ‚Vernunft‘ und ‚Religion‘ sagte, und schon daran war, Erkenntnis und Glauben im biblischen Sinne zu meinen? Wenn er von ‚Tugend‘ und ‚Lohn‘ sprach, und dabei bereits an etwas wie Heiligung und Gnade dachte?“ (S. 170). Mir scheint, darin liege nicht nur eine genetische Frage, sondern es sei für Zwinglis theologische Ausdrucksweise von entscheidender Wichtigkeit. Man wird allerdings zugleich L. von Muralt beistimmen müssen, wenn er in „Probleme der Zwingli-Forschung“ (Schweizer Beiträge zur Allgemeinen Geschichte, Band 4, 1946, Seite 262) zu bedenken gibt, daß die Frage nach den Quellen im Denken eines geistig bedeutenden Mannes

eine Vorfrage sei. Um den Denker zu verstehen, habe man den innern sachlichen Sinn und Zusammenhang seines Denkens vom Standpunkte des sachlichen Problems aus selber festzustellen.

Wie ist nun aber die Wirkung Martin Luthers, jener andern großen geistesmächtigen Persönlichkeit zu beurteilen, die wohl später in den Blickkreis Zwinglis trat, ihn jedoch ebensowohl in ihren Bann zog? Farner unterzieht auch dieses seit jeher stark umstrittene Problem einer sorgfältigen Prüfung, soweit es in den zeitlichen Rahmen des behandelten biographischen Abschnittes gehört. Im Kapitel „Die Begegnung mit Luther“ gelangt er zu einem ganz ähnlichen Ergebnis wie zuvor bei Erasmus. Gegen alle Versuche, Zwingli zum Lutherschüler zu stempeln, muß festgestellt werden, daß er nicht an Luther zum Reformator herangewachsen ist. Dessen Name diente Zwingli vielmehr zur Bekräftigung seiner eigenen Überzeugung und gab ihm Mut, auf dem bereits begonnenen Wege tapfer weiterzuschreiten. Offenbar unter dem Eindruck von Luthers unerschrockenem Vorstoß an der Leipziger Disputation vom Juli 1519 verglich er ihn in einem leider verlorenen Brief an Zasius in Freiburg im Breisgau mit Elias! – Wie weit das Bekanntwerden mit Luther Zwingli in seinem Verständnis der biblischen Botschaft bestimmte, welche Förderung der Zürcher dem Wittenberger verdankte, das ist nach des Verfassers Überzeugung ein bis heute noch nicht eindeutig gelöstes Problem. Farner sieht jedenfalls die Bedeutung Luthers für Zwingli weniger „im Raum der erkenntnismäßigen Bereicherung, als vielmehr auf „der Ebene der persönlichen Ermutigung“. Diese Beurteilung der Sachlage fußt auf der bekannten Selbständigkeitserklärung Zwinglis im 18. Artikel der „Auslegung der Schlußreden“ vom Sommer 1523. „Ich hab, vor und ee ghein mensch in unserer gegne ützt von des Luters namen gwüßt hab, angehebt das euangelion Christi ze predgen im jar 1516“, schrieb damals Zwingli. Wenn man bei der Deutung der Zwinglischen Aussagen auch taktische Überlegungen in Rechnung zu stellen haben wird, so ist es doch notwendig, sie auf ihre objektive Richtigkeit hin zu prüfen. Diese Nachprüfung ergibt die erstaunliche Feststellung, daß der Zürcher Leutpriester sich offenbar gar nicht so intensiv mit den Büchern Luthers befaßte, wie es den Anschein haben könnte. Die Luther-Lektüre bestand oft in einem raschen und summarischen Durchgehen des Neuesten. „Ein nachhaltig eifriger Luther-Leser ist er ... nicht geworden“ (S. 338f.). Jedenfalls fehlen in den Luther-Exemplaren, die nachweislich in der Hand Zwinglis waren, die Randglossen sozusagen völlig, die bei

den Kirchenvätern ein lebendiges Zeugnis eingehenden Studierens waren. Ein Vergleich von Luthers Unservater-Erklärung mit der Auslegung des Herrengebetes durch Zwingli zeigt zudem, daß in der letzteren von „Gedankengängen des Wittenbergers“ keine Spur zu finden ist.

Damit deckt sich nun zugleich das Selbstzeugnis unseres Reformators, daß er im Jahre 1516 mit der Predigt des Evangeliums angehoben habe. Damals nahm also, wie Farner immer wieder unterstreicht, der neue Weg seinen Anfang, der dann 4 Jahre später, 1520, zur letzten Entscheidung, das heißt nach außen hin zum Bruch mit dem Papste führte. Also schon am Ende des Glarner Aufenthaltes mußte es begonnen haben. Der wahrheitsdurstige Priester hatte begeistert zur eben erschienenen Erasmus-Ausgabe des Neuen Testaments gegriffen und sich an die Abschrift der Paulusbriefe gemacht. Paulus zog sein Interesse ganz besonders auf sich. Und wenn ihn Zwingli wohl anfänglich „vom zunächst moralistisch mißverstandenen Evangelium auch nur moralistisch genommen und darum gerade am Herzstück seiner Botschaft vorbeigesehen hatte“, so ist ihm doch mehr und mehr das Verständnis für die apostolische Erlösungs- und Rechtfertigungslehre verliehen worden. Zwingli „stünde dann in der Reihe der vielen kirchengeschichtlichen Bahnbrecher, die erst zur vollen biblischen Wahrheit vorstießen, nachdem sie sich der Führung des größten unter den Aposteln anvertraut hatten“ (S. 238). Immerhin, zum bessern Verständnis der Paulinen zog Zwingli nun ausgiebig Kirchenväter zu Rate und studierte ihre Erklärungen und Auslegungen sorgfältig. Ambrosius, Hieronymus, Origenes erscheinen vor allem in den Marginalien. Farner unterließ nicht, die diesbezüglichen Randglossen einer genauen Durchsicht auf ihre Herkunft und Bedeutung zu unterziehen. Die Wirkung dieses eindringenden Patristiker-Studiums bestand darin, daß der „Pfarrer zu Einsidlen“ „damals schon dazu gekommen ist, über alle menschlichen Lehrer ganz nahe zum letzten Zentrum der biblischen Offenbarung zurückzudringen. Seine Selbstzeugnisse sprechen unmißverständlich dafür“ (S. 246).

Von ganz besonderer Bedeutung war dabei, daß in diesen Jahren ein Kirchenlehrer allmählich das Primat errang. Und das war Augustin, ohne den man sich die Reformation überhaupt nicht denken könnte. Hatte bereits Usteri darauf verwiesen, so nahm Walther Köhler in seinem schon oben erwähnten Buche von 1943 diesen Faden wieder auf und zeigte, daß Zwingli außer dem „Gottesstaat“ Augustins vor allem dessen

Erklärungen des Johannesevangeliums eifrig benützte und durcharbeitete. Augustin war es, der nach allgemeiner Einsicht der heutigen Zwingli-Forschung „Zwingli in seiner letzten Einsiedler und ersten Zürcher Zeit die paulinische Rechtfertigungslehre und damit die volle Ausrüstung zum reformatorischen Handeln finden ließ. Nicht Luther hat ihn auf diesen Weg gestoßen; man wird höchstens sagen dürfen, dies freilich zugestehen müssen, daß Zwingli dann allerdings durch Luthers mannhaftes Beispiel mächtig bestärkt wurde, nunmehr um so beherzter auf dem von ihm selber eingeschlagenen Wege weiter zu machen“ (S. 343). So bestätigt denn die Forschung Farners Köhlers Satz, Zwingli sei an Augustin zum Reformator herangereift.

Und das Pesterlebnis Zwinglis im Jahre 1519? Welches ist dessen Ertrag für die innere Entwicklung des Reformators? Bekanntlich fand es einen „zweifachen literarischen Niederschlag“. Doch gelangte die „Pestis“ genannte Schrift nicht in die Hände der Nachwelt, denn ihre Drucklegung war unterblieben. Dabei handelte es „sich um eine wie es scheint ordentlich scharfe Antwort auf eine beabsichtigte Publikation des St.-Galler Augustinermönches Peter Käs, der gegen Luther über die Heiligenverehrung geschrieben und dabei auch Zwingli und Simon Stumpf angegriffen hatte“ (S. 360). Man weiß von dieser Kampfschrift des eben erst Genesenen lediglich aus der Korrespondenz. – Demgegenüber bildet das sogenannte Pestlied für Zwinglis persönliche Frömmigkeit ein Dokument erster Ordnung. Dabei wird man wohl die von Stumpf aufgebrauchte und von Schuler und Schultheß weitergegebene Ansicht preiszugeben haben, der Schwerkranke habe die einzelnen Teile jeweils in der angegebenen Situation dichterisch gestaltet. Mit Recht merkt Farner dazu an, „der Schwerkranke hatte sicher auf seinem Fieberlager anderes zu tun, als Reime dieser künstlerischen Vollendung zu feilen und dafür gar noch sogleich die sehr überlegte Melodie zur Stelle zu schaffen“ (S. 362). Die Entstehung ist demnach ins Jahr 1520 zu verlegen. Wer das Pestlied zu deuten unternimmt, muß sich sehr vor allfälligen Mißdeutungen hüten. Jedenfalls wäre es verfehlt, daraus Rückschlüsse auf den damaligen Standort des Theologen Zwingli zur Zeit der Abfassung zu ziehen. „Der Gesang will vielmehr und vor allem als ein Zeugnis seiner Frömmigkeit gewertet sein“ (S. 372). J. C. Mörikofer, A. Baur, R. Staehelin und W. Köhler vertreten dieselbe Auffassung.

Das Pestlied birgt insofern ein quellenkritisches Problem in sich, „als zwei andere Männer aus der Reihe der schweizerischen reformato-

rischen Führer ihre Pesterlebnisse auf so ähnliche Weise zum Ausdruck brachten, daß zwischen den drei Fassungen Abhängigkeiten bestehen müssen“ (S. 367). So erhielt sich von Heinrich Bullinger als Manuskript ein Gedicht, das sich stark an Zwinglis Lied anlehnt. Es dürfte sich um eine Umarbeitung des Zwinglischen Originals für seelsorgerliche Zwecke handeln, dessen Abfassungszeit nicht mehr festgestellt werden kann. Dann gibt es von Calvins Nachfolger Theodor von Beza eine „Ode chantée au Seigneur par Théodore de Bèze, affligé d'une griève maladie“ von 29 Strophen, offensichtlich nach Bezas Pesterkrankung im Juni 1551 entstanden. Auch darin finden sich deutliche Anklänge an Zwingli. Ob Beza dabei auf die Bullingersche Fassung zurückging, oder beiden eine Urform eines unbekanntenen Autors vorlag, läßt sich wegen des Mangels genauere Anhaltspunkte nicht ausmachen.

Man hätte ein gewichtiges Moment in Zwinglis Entwicklung zum Reformator unterschlagen, wenn nicht auch seine vaterländische Haltung zur Darstellung käme. Farner widmet ihr das Kapitel „Der Patriot“. Es ist bekannt, daß Zwingli je und je leidenschaftlich Anteil am politischen Geschehen nahm. „Bezeichnenderweise trägt das erste literarische Dokument, das aus Zwinglis Feder auf uns gekommen ist, ein eminent vaterländisches Gepräge“ (S. 73). Es handelt sich dabei um das Fabelgedicht vom Ochsen, mit größter Wahrscheinlichkeit in den letzten Monaten des Jahres 1510 zu Papier gebracht. Die kürzere lateinische Fassung dürfte gegenüber der etwas breiteren deutschen die ursprünglichere sein. Beide kamen nur in der Abschrift einer zeitgenössischen Hand auf die Nachwelt. Und welches war das Anliegen des damaligen Glarner Pfarrers? „Die Schweiz den Schweizern! Dem Vaterland schaufeln das Grab, die es in fremde Kriege zerren! Hände weg vom Blutgeld der Pensionen!“ (S. 76). Der Reisläufer stand in höchster Blüte und drohte die Eidgenossenschaft ins Verderben zu stoßen. Dagegen wandte sich nun der priesterliche Dichter. Man lese Farners neue Übersetzung des lateinischen Textes, um einen Eindruck von Zwinglis Willen und dichterischem Können zu bekommen! Doch stellt der Übersetzer selbst fest: „Von biblischem Oberlicht also und vollends von reformatorischer Besinnung fehlt jede Spur.“ Zwingli bekam allerdings bald Gelegenheit, als Feldprediger mehrmals aus eigener Anschauung die unmittelbaren Folgen des Reisläufers kennenzulernen. Ob er auch mit den Glarnern den Pavierzug des Jahres 1512 mitmachte, läßt sich nicht mit Sicherheit entscheiden, doch ist es auf Grund seiner persönlichen Schilderung an

Vadian in Wien wahrscheinlich. Man ist bis zu einem gewissen Maße darüber erstaunt, daß sich Zwingli „in das Kraftgefühl der Großmacht-politik, wie sie die Eidgenossen nunmehr mit allem Bewußtsein eingeschlagen hatten“, hineinnehmen ließ (S. 103). Er nahm für die päpstliche Kriegspolitik Partei und empfing dafür auch klingenden Lohn, ein päpstliches Jahrgeld von 50 Gulden, auf das er erst 1520 verzichtete, als er sich ganz seiner reformatorischen Sendung bewußt geworden war und eingesehen hatte, daß ein Bruch mit der Papstkirche unumgänglich sei.

Dann kam die Wendung. „Die letzte Italienfahrt, an der sich Zwingli als Feldprediger beteiligt hat, muß ihm zum aufwühlenden Ereignis erster Ordnung geworden sein“ (S. 172). Das Blutbad von Marignano 1515 hinterließ bei ihm nicht mehr zu vergessende Bilder des Grauens. Dazu machte sich erasmischer Einfluß zunehmend geltend. Erasmus hatte „die Spannung zwischen dem Friedenswort des Evangeliums und dem Gewaltgeist der Welt so helllichtig wie kaum ein anderer seiner Zeit erkannt“ (S. 178). Die Bücher dieses Friedensfreundes fanden im Glarner Pfarrer einen eifrigen Leser. Das „Handbüchlein des christlichen Strei- ters“ und die Sprichwörtersammlung „Adagia“ verfehlten ihre Wirkung nicht. Zwingli wandte sich mit ganzer Energie gegen allen Söldner- dienst, hielt jedoch an der Wehrbereitschaft der Eidgenossenschaft gegen äußere Feinde ohne Klausel fest. Aus dieser Lage heraus entstand dann das zweite politische Gedicht, das „Labyrinth“. Farner bietet es in prächtiger neuhochdeutscher Übertragung, Seiten 186 ff. Der Verfasser dieser Dichtung setzt sich für die absolute Neutralität ein und wendet sich „gegen jegliches Mittun bei fremden Kriegshändeln“. „Alles Kriegs- handwerk im Dienste auswärtiger Fürsten (auch des Papstes!) ist un- christliches Wüten. Es gibt nur ein Heldentum, das sich vor Christus sehen lassen darf: das des Ehrenmannes, der sich für das Vaterland ver- braucht“ (S. 202). Die glarnerische Franzosenpartei mußte sich angegrif- fen fühlen, und es kam zu einer starken Isolierung des kämpferischen Leutpriesters, so daß sich dieser die Gelegenheit, nach Einsiedeln zu ziehen, nicht entgehen ließ. Auch da behielt Zwingli ein offenes Auge für diese Dinge. Und zudem, mehr und mehr sah er ein, daß der Eidgenossen- schaft nur vom Evangelium her aufgeholfen werden könne. „Der Patrio- tismus Zwinglis hatte jetzt die neue und wesentlichste Motivation ge- funden. Dem Schweizervolk ist nur noch aufzuhelfen mit den Kräften des Evangeliums. Die Gesundung des Vaterlandes setzt die Heilung der Kirche voraus. Das Gericht muß beim Hause Gottes anfangen“ (S. 278).

Wenn für die beiden ersten Zürcher Jahre, die noch in den Bereich der vorliegenden Untersuchung fallen, auch keine direkten Mitteilungen über Zwinglis politische Stellungnahme vorliegen, so ist nach der Meinung Farners doch nicht daran zu zweifeln, daß er wohl anläßlich der Kaiserwahl Karls V. Position auf der Kanzel „im Sinne der Ablehnung der französischen Ansprüche“ bezog. Ebenso schwieg er sicherlich nicht zu den Gefahren der Pensionenwirtschaft. Aus dem Briefwechsel geht zudem hervor, daß er jegliche Gelegenheit wahrnahm, „unter seinen Kollegen im Land herum für den Pazifismus zu werben“ (S. 387).

Wie nun der neugewählte Pfarrer am Großmünster zur letzten Klarheit und Entscheidung reformatorischer Haltung hindurchstieß, wird uns im letzten, abschließenden Kapitel „Die Entscheidung“ geschildert. Glücklicherweise stehen als Quellen verhältnismäßig zahlreiche Briefe, zumeist an Myconius gerichtet, zur Verfügung, aus denen Farner wichtige Stellen zitiert. Der Chronist Bernhard Wyß und Bullinger dienen ebenfalls als Zeugen. Für die Predigtweise Zwinglis in den beiden in Frage kommenden Jahre 1519/20 bietet die Klageschrift des Chorherrn Konrad Hofmann guten Anhaltspunkt. Besondere Aufmerksamkeit verdient dann insbesondere „das umfangreiche, im April 1525 fertiggestellte Manuskript eines unbekanntes Zuhörers Zwinglis ..., das Schuler und Schultheiß unter dem Titel: ‚Zusätze zu Zwinglis Kommentar zum Matthäus-Evangelium‘ in ihre Ausgabe aufgenommen haben“ (S. 393). Wenn wahrscheinlich auch in der von Leo Jud 1539 veröffentlichten Auslegung des Matthäus-Evangeliums nicht nur Äußerungen Zwinglis in der Profezei, sondern auch Predigtgedanken aus der Zürcher Frühzeit auf uns kamen, so scheinen die „Zusätze“ nicht mit der Profezei in Zusammenhang zu stehen, sondern „unter der Kanzel Zwinglis in den Predigtgottesdiensten des Jahres 1519“ entstanden zu sein. Beispiele zu einzelnen Schriftstellen erhärten das Gesagte. – Eine weitere, wertvolle Quelle ist der „vierfache Psalter“ im 8. Bande von Zwinglis Hieronymus-Ausgabe. Bei der Auswertung der zahlreichen Marginalien ergab sich eine Bestätigung der schon vorher gemachten Entdeckung, daß Augustin in der Entwicklung Zwinglis zum Reformator eine führende Stellung innehatte und ihm in dieser Richtung einen entscheidenden Dienst tat.

Das sichtbarste Zeugnis der großen Wende von 1520 bestand aber in der Zurückweisung des päpstlichen Jahrgeldes, die für den Zürcher Leutpriester bei der Knappheit seines Einkommens keine Kleinigkeit

war. Zudem hatte die Kurie nichts unterlassen, den Vorwärtsdrängenden bei der Stange zu halten, und ihm zu bedeuten gegeben, daß er bei Wohlverhalten noch zu größeren Ehren und reicheren Gaben kommen könnte (S. 409). Farner ist der Überzeugung, „daß es wohl vor allem des überwältigenden Vorbildes Luthers bedurfte, um ihn auch seinerseits den entscheidenden Schritt und letzten Schritt wagen zu lassen“ (S. 410). Jedenfalls ergibt sich, daß die „Zurückweisung des päpstlichen Jahrgeldes innerlich begründet war und zeitlich zusammenfiel mit der ‚völligen Erkantnus der Sünd‘, wie sie ihm eben vor allem durch Paulus bei seiner Erforschung Augustins zuteil geworden war“ (S. 411).

Damit war Zwingli auch nach außen frei von allen Bindungen ans Bisherige, das Werk der Erneuerung der Kirche konnte seinen Anfang nehmen. Zwinglis Entwicklung zum Reformator hatte einen gewissen Abschluß erreicht. „Der Schritt über die Schwelle wurde von ihm 1520 gemacht. Die Richtung aber zu dieser Schwelle hin war seit 1516 eingeschlagen, und daß er sie schon 1519 erreicht hatte, steht außer Frage“ (S. 411). Für die Datierung erweist sich die Auslegung des 37. Artikels der Schlußreden aus dem Jahre 1523 von unschätzbarem Werte. Daß sich in Zwinglis Herzen Großes ereignet hatte, geht auch daraus hervor, daß in eben diesem Jahre 1520 gewisse Erneuerungen der liturgisch-kirchlichen und der öffentlich-sozialen Ordnung einsetzten. Es kam zu einer neuen Chorordnung und im September zum Entwurf einer neuen Armenordnung. Und um die innere Verfassung des Reformators zu enthüllen, beendet Farner seinen Gang durch die 14 Jahre des Heranreifens mit der Wiedergabe des am 24. Juli 1520 von Zwingli an Myconius in Luzern gerichteten Schreibens.

Wie im ersten, so wurde auch in diesem zweiten Band der Bebilderung alle Sorgfalt zuteil. War jenem das angebliche Jugendbildnis aus dem holländischen Middelburg vorangestellt, wobei im Textteil (S. 256f.) ausdrücklich auf die völlige Unabgeklärtheit des Tatbestandes hingewiesen wurde, so begegnet dem Leser des vorliegenden Buches zu Anfang das „Bildnis eines jungen Mannes“ aus der Werkstatt Albrecht Dürers, das sich in der Galerie Czernin in Wien befindet und vermutlich den jüngern Zwingli darstellt. Im Anhang, Beilage I, untersucht Prof. Hoffmann einläßlich diese Möglichkeit, auf den Beziehungen zwischen Zwingli und Dürer fußend, auf die seinerzeit auch Egli in Zwingliana II, 384f. hingewiesen hatte. Der Kunsthistoriker zieht den Schluß, „daß Dürers Werk in der Galerie Czernin in Wien wahrscheinlich das Bildnis unseres

Zürcher Reformators Huldrych Zwingli ist“. Es würde den 32jährigen darstellen, während Stampfer und Asper den 48jährigen bildlich festhielten. – In der Beilage II des Anhangs macht Architekt Hans Leuzinger Angaben über „Kirche, Pfarr- und Pfrundhäuser im alten Glarus“.

Noch eine Bemerkung mehr formaler Art. Oskar Farner versteht es meisterlich, die wichtigsten Quellen im Textteil selber einzufügen und so zu Wort kommen zu lassen. Das hat seinen großen Vorzug. Wie leicht erliegt man sonst der Versuchung, bei der Lektüre über die Belegstellen in Anmerkungen unter dem Strich hinwegzugehen. Nur die genauen Quellenangaben und Literaturnachweise wurden auf den Schluß verwiesen. Allerdings bietet sich eine gewisse Schwierigkeit des Nachschlagens, indem wohl bei den Anmerkungen Seite und Zeilenzahl notiert wurden, im Text selber aber keine Zeilenzahlen zu finden sind. – Sollte es Seite 414 nicht heißen: „Unsere Untersuchung dürfte gezeigt haben, daß diese Datierung um mindestens ein Jahr heraufzusetzen (statt „herabzusetzen“) ist?“

Das neueste Zwinglibuch des verdienten Zürcher Reformationshistorikers legte ich mit großer Dankbarkeit aus der Hand. Denn wem Zwingli lieb ist, der weiß sich dem Verfasser ganz besonders dazu verpflichtet, weil er sich trotz großer Beanspruchung als Pfarrer und Kirchenrat die Zeit erkämpfte, den Ertrag langjähriger Forschungen zusammenzustellen und der Allgemeinheit zugänglich zu machen.

Zwinglis Weg zur Reformation *

Von ARTHUR RICH

Die religiöse Entwicklung Zwinglis zum Reformator ist im Gegensatz zu derjenigen Martin Luthers noch immer Gegenstand theologie- und kirchengeschichtlicher Kontroversen. Das hängt damit zusammen, daß

* *Anmerkung des Redaktors:* An der vom Zwingli-Verein veranstalteten Abendfeier in der Wasserkirche am 11. Oktober 1947 hielt Herr Pfarrer Dr. Arthur Rich den Vortrag: „Zwinglis Weg zur Reformation.“ Wir freuen uns, diese breitere Forschungen zusammenfassende Studie unsern Lesern in überarbeiteter Form vorlegen zu dürfen. Da die größere Untersuchung von Herrn Dr. Arthur Rich voraussichtlich noch dieses Jahr im Druck erscheinen wird, verzichtet der Verfasser hier auf die kritisch-wissenschaftliche Einzeluntersuchung und die Wiedergabe aller Belege.